

# Firnspek

Autor(en): **Falke, Konrad**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574134>

## **Nutzungsbedingungen**

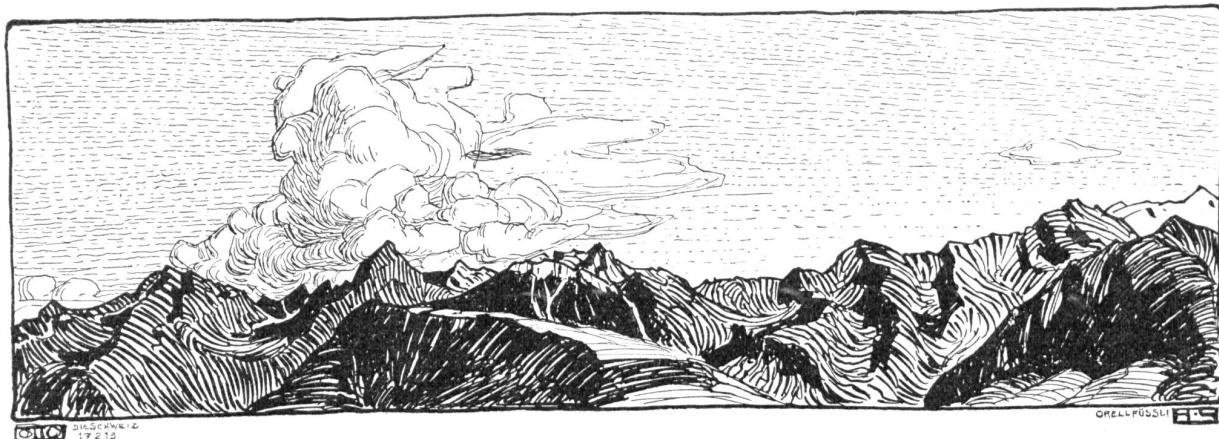
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Firnpuk.

Nachdruck verboten.

Ein lichter blauer Tag steigt an den Meeresstrand  
Und tränkt mit Sonnenduft das flache Land.  
Ein Häuschen raucht vereinsamt auf dem Dünenhügel;  
Da blitzt's umher mit einem Fensterflügel,  
Und aus der Stube schaut ein runzlig Angesicht:  
„Was bringt Ihr, Krischan? Sagt doch, habt Ihr nicht  
Etwas für uns? Nicht einen Brief? Wie wir drauf warten!“  
Allein der Bote stampft vorbei am Garten:  
„Nichts da für Euch!“ gibt er durch Zeichen zu verstehn  
Und läßt das Mütterchen in Sorgen stehn.

Jetzt mit der Pfeife auf des Schlafgemaches Schwelle  
Tritt stumm ihr Mann. Vom Ufer rauscht die Welle  
Herauf; sie schweigt. Von blüh'nden Rosen trunken summt  
Herein ein Biendchen... Endlich, daß er brummt:  
„Zu Tisch, zu Tisch! Muß der Kaffee denn ganz erkalten?  
Kommt schon noch Post!“ Und still mit Händefalten  
Und frommem Spruch setzt sich der Vater trüb zum Mahl;  
Zur Seite schluckt die Mutter ihre Qual.

Wo weilt ihr Sohn, so fern in fremdes Land verzogen,  
Dahin, wo längst sein Wunsch vorausgeflogen?  
Zwölf Tage her, daß er in einem Jubelbrief  
Nach Hause letzte, liebe Grüße rief!  
Sie reden nicht; keins will des andern Herz ermüden.  
Sie spähn nur das Gewölk: es zieht nach Süden...

Don hohen Firnen gleißt des Mittags Zauberglut.  
Ein Jüngling schwingt am Gletscherrand den Hut  
Und grüßt mit Jauchzen des Gebirges Silberpracht  
Und die Lawine, die dem Grat entkracht.

Nun steht er, fern dem schwülen Tal, auf der Moräne;  
Zu seinen Häupten segeln Wolkenfahne,  
Und aus dem Himmel raunt mit kühlendem Gefieder  
Ein Höhenwind traumduftige Sommerlieder.  
Glänzend erfüllt schaut er, was einst das Meer ihm sang  
Mit seiner Wogen dunkeln Sehnsuchtsklang.

Er faßt den Stock, tritt auf den Schnee. Was sie auch sagen  
Und zetern von Gefahr: er wird es wagen!  
Zieht hier nicht eine Spur empor ins Eisgefild?  
Er folgt ihr nach; die Welt wird ihm zum Bild,  
Das rein und leuchtend noch im blauen Aether hängt,  
Still-selig an des Schöpfers Brust gedrängt.  
Er fühlt: er ist ihr Teil, und zu den Gipfelschneiden  
Betet sein Herz, erlöst von allen Leiden,  
Mit jedem Atemzug mehr von der Lust durchstählt,  
Ein Mann zu sein, der frei den Weg sich wählt.  
Was tut's, daß seidengleich dem Fuße weicht der Firn?  
Von Schweiß beperl't reekt er doch froh die Stirn,

Und stolz von Daseinsglück und Daseinstroß erhoben,  
folgt er der Spur und wandert fort nach oben.  
Selig und seliger umgibt ihn nah und weit  
Des lichten Gletschers weiße Herrlichkeit;  
Daß ihm die niegeschaute ewig möge taugen,  
Trinkt er sie durstig ein mit beiden Augen:  
Was auch am finstern Felsenkamm der Nebel webt,  
Wer nie im Kampf erglüht, hat nie gelebt —  
Und höher wandert er, vorbei an Spalten, Klüften,  
Ob er auch tief schon sinkt bis zu den Hüften...

Da hebt sich hinter seinen Schritten auf den Schnee,  
Im scheuen Blick ein Tränlein Erdenweh,  
Neugierbeschwingt ein Fräulein aus dem ewigen Eise,  
Blinzt in die Sonne und beginnt dann leise:  
„Wie leb' ich einsam, Mutter, in dem Glaspalast!  
Vergaßest du, was du versprochen hast?“  
So ruft die Maid, ganz wie ein Kind nach seiner Puppe;  
Doch Antwort wird ihr von der Firnenkuppe:  
„Der Jüngling, der dort vor dir wandert, ist geführt  
Von guter Spur, die noch kein Zauber rührt!“  
Da wippt am Spaltenrand die Kleine mit den Beinen,  
Verzieht den Mund und höhnt: „Ich sollte meinen,  
Nicht schwer geriet' es meiner hohen Königin,  
Ihn dahin zu verlocken, wo ich bin!“  
(Also gekränkt, denkt sie, wird sich die Mutter neigen,  
Aus Stolz schon muß sie ihre Macht erzeigen)  
Und sieh: dumpf singend zieht sie durch den Mittagsduft  
Zum Grat empor die Geisterschar der Luft!

Heimlich-versonnen hockend auf der Wasserscheid' und -grenze,  
flechten die Jungfern graue Knisterkränze,  
Und plötzlich rauscht aus Wolken über'n Gletscher her  
In Blitz und Sturm ein Hagelförnerheer.  
Der Jüngling stutzt und steht und sieht mit Keuchen,  
Wie düst're Nebel näher ihn umfleckten:  
Er ahnt, daß über ihm ein drohend Unheil spinn't,  
Und schaut sich um, wie er ihm rasch entrinnt.  
Aus einem Traum des Glücks zur Not des Seins erwachend,  
Amsprüht von Regenschauern, wild anlachend,  
Wirft er den Blick zurück auf den beschriebnen Weg,  
Der erst ihn gradaus führte, höher schräg —  
Und wie zum Greifen nah sieht er zu seinen Füßen  
Die schwärzliche Moräne aufwärts grüßen.

Schon glänzt die Sonne wieder auf der Alp, im Tal  
Und lockt ihn her zu sich, und wetterfahl  
Dräut, von gezackten Gräten sinkend, ihm im Rücken  
Ein Wolfengraus und Schwefelblitzgezücken.  
So eilt er, halb gezogen und noch mehr gedrängt,

Blindlings, wo jäh der Gletscher talwärts hängt,  
 Zerrissen und zerbrockt, wo grüne Klüfte starren  
 Und, halbverschneit, listig des Opfers harren —  
 Sein irres Auge schweift zum festen Felsenraum,  
 So nah, als trüß' ein Sprung ihn durch den Raum;  
 Er sieht durch grauer Schieferhänge heißes Glimmern  
 Auf saft'gen Weiden Hüttenfenster schimmern.  
 Doch um ihn her schwebt die verwunschene Gletschermaid  
 In ihrem schönsten Sonnenstrahlenkleid:  
 Supft ihn am Fuß, stellt ihm ein Bein und streitet  
 Im Schwesterchor, wer ihm den Pfühl bereitet,  
 Spielt in den Schründen unterwegs mit Eiskristallen,  
 Wem er an Mund und Busen werde fallen,  
 Und lacht mit Wonne in manch neidisches Gesicht:  
 „Mich hat er lieb, ihr aber herzt ihn nicht!“

Der Jüngling stürmt den Firn hinab, vor Angst von Sinnen;  
 Ihn lockt nicht mehr die Pracht, nur noch entrinnen  
 Möcht' er dem Zauber, der ihm bald den Knöchel packt,  
 Bald hinterrücks eins in die Kniee zwackt,  
 Ihn hin und her wirft auf den steilen weißen Hängen,  
 Ein Beutetier in unsichtbaren Fängen!  
 Doch durch den Nebel springt der Sonne Stachelglut  
 Ihm lückisch auf den Nacken, sengt sein Blut:  
 Vor seinen strahlenwunden Augen zucken Flammen,  
 Er stapft und tastet, stürzt und bricht zusammen,  
 Und immer wieder auf- und neu davongehetzt,  
 Kaum daß mit Schnee er Stirn und Mund ergetzt,  
 Hastet er abwärts, brennend Feuer in der Kehle  
 Und ringende Verzweiflung in der Seele.  
 Nur fort! Heraus aus diesem zähen Firnebrei!  
 Ob Leben oder Tod, ist einerlei!  
 Hinab! Er keucht und fällt. Hinweg! Er stöhnt und schlägt  
 Hin auf den Schnee, das Antlitz kalt gefegt.  
 Doch auf! Doch auf —

Da stürzt er — kehrt sich — greift ins Leere:  
 Hellflirrend folgen seines Körpers Schwere  
 Eiszapfen, wie ein Silberlachen, in den Schrund —  
 Und schon küßt ihm die Gletschermaid den Mund,  
 Ihn noch im Fall umarmend, menschenatemlüstern,  
 Blitzschnell sein Haupt dann bettend tief im Düstern . . .

Still liegt er in des Gletschers grünem Dämmerlicht:  
 Die Hände ausgestreckt, bleich das Gesicht,  
 Im offenen Mund und am geschlossnen Aug' ein Sinnen,  
 Wohin sein Leben ihm entrann und Minnen —  
 Doch die ihn herzte, als der Qualen frei er fiel,  
 Treibt um ihn her ein neckisch Kinderspiel,  
 Nach seinen Lippen zielend manchen Wassertropfen,  
 Als wollte sie ein Liebeswort erklopfen . . .  
 Umsonst, er schweigt. Und während er im Eise ruht,  
 Gleißt von den Firnen Mittagszauberglut . . .

Ein Federwölkchen steigt vom Gletscher zum Zenit,  
 Zieht nordwärts über Berge, Tal und Ried  
 Und schaut am Dünenhügel, in der Gartenlaube,  
 Ein altes Mütterchen mit weißer Haube,  
 Wie es dem greisen Vater voll sein Gläschen schenkt,  
 Dabei wie er des fernen Sohnes denkt.  
 Seit vielen Wochen hat er nicht mehr heimgeschrieben,  
 Und sie, von Sorge um sein Wohl getrieben,  
 Reichen den letzten Brief sich stets von Hand zu Hand,  
 Als wär's ein köstlich, zauberkräftig Pfand,  
 Und lesen, selig lächelnd, frische, frohe Sage  
 Vom großen Glück der Jugendwandertage.  
 Jetzt hält der Vater, der sein Abendpfeifchen schmaucht  
 Und der noch immer keine Brille braucht,  
 Das Blatt und schlürft, in lang und längerem Verweilen,  
 Den schwachen Trost der allerletzten Zeilen —  
 Sinn't mit der Mutter still dann auf die Meeresflut:  
 „Lebt wohl! Sorgt euch nicht mehr! Um mich sieht's gut . . .“

Konrad Falke, Zürich.

## Schlafwandel.

Novelle von Johanna Siebel, Zürich.

(Fortsetzung statt Schluß).

Und weiter flüstert Maria: „Ich ging zurück in den Garten und schnitt neue Rosen und brachte sie dem Armen da drinnen in dem großen Hause, von dem die Leute sagen, ein König wohne darin; der aber nahm meine Hände und schüttelte ihre Gaben zu Boden: „Was sollen uns Rosen, Maria? Gott ist gestorben!“ . . . Ja, so schaut das Märchen aus, durch das ich schreite!“

Maria starrt in die blaue Luft und streicht sich über die Schläfen. Dann senken sich ihre Augen, und ihr Blick fällt auf eine Knospe, die an einem Teerosenstämmchen matt darniederhängt. Eine Teilnahme erwacht in ihren Zügen; sie ist es gewöhnt, das Kranke zu beobachten. Sie nimmt eine Scheere aus ihrer Tasche und schneidet die Blüte sorgfältig ab. Und wieder flüstert es leise über ihre Lippen, als spräche sie nur zu sich selber und nicht zu einem andern, der doch mit den heißen Augen des Mitleids an ihrer Seite steht: „Die Blumen erbarmen mich am allermeisten, die sich dem Lichte erschließen möchten wie ihre Schwestern und an deren Kelchen Fäulnis und Krankheit fressen! Diese Härte ist ungerecht, und ich verstehe sie nicht. Ich verstehe vieles nicht, und dieses Unverstandene macht mir bange. Ich möchte ihm gerne entfliehen, wenn ich nur könnte!“

Immer brennender wird das Mitleid in Nordens Augen. Wenn er doch nur wagen würde, diese junge blasse Frau an sich zu ziehen und zu sagen: „Komm, ich will dir helfen, des Lebens Härte zu tragen, ich will das Joch auf deinen Schultern lockern und es auf die meinen nehmen; deine Blüte soll nicht zerpreßt werden!“ Aber er steht da und sagt kein Wort und zerreißt nicht die Bilder, die vor ihm hinschweben und dem blauen Tage sein Leuchten nehmen. Er sieht nur unverwandt auf die welke Blume in den Händen Marias und muß wieder an jenen grauen Traum denken. Trug jene Frau nicht Marias Züge? Kehrete sich ihr Antlitz nicht auch dem Leide zu? Und wieder sieht er sie stille weiterwandern auf der staubigen Straße durch das endlose Land, dem Himmel und Erde Erquickung versagen. Da hebt er die Hände, da will er sie zurückhalten; aber wie sich seine Lippen öffnen wollen zu einem erlösenden Wort, geht es wiederum in seiner Seele: „Schuft, Schuft! Ist eines andern Weib, trägt eines andern Namen!“

Nordens Hände sinken zur Seite; aber härter knirscht sein Fuß auf dem Kies. Was sind dies für unerhörte Fesseln, die ein Irrsinniger ihm auferlegt! Ach, es ist bei weitem schwerer, einem Unmündigen beizukommen

Nachdruck verboten.  
 Alle Rechte vorbehalten.